

# Immer in Bewegung

Olga Tokarczuks „Unrast“ gibt die Impressionen einer unentwegt durch die Welt reisenden Frau wieder

Von Günter Keil

In der Aufgeregtheit der Diskussionen um die Verleihung des Literatur-Nobelpreises an Peter Handke ging eine nicht unwichtige Tatsache bisweilen unter: Es gibt eine weitere, zweite Preisträgerin. Olga Tokarczuks Œuvre, das in seinem Umfang auch vielen Literaturkennern zuvor unbekannt war, beeindruckt und fasziniert. Und es wird höchste Zeit, sich mit den einzelnen Werken der polnischen Schriftstellerin näher auseinanderzusetzen.

Ihr aktuelles Buch, 2018 mit dem Man Booker International Prize ausgezeichnet, wird als „Roman“ bezeichnet. Was insofern unzutreffend ist, als Tokarczuks außergewöhnliche 464 Seiten etwas ganz anderes darstellen: eine bunte Sammlung von Geschichten, Notizen, Gedanken, Mythen und Begegnungen, die alle etwas mit dem Reisen zu tun haben – jedenfalls im weitesten Sinne. Olga Tokarczuk hat einen verspielten, kreativen und klugen Mix zubereitet. Mit der Folge, dass daraus eine literarische Schatzkiste entstand, die niemals auf der Stelle steht, sondern sich stets bewegt.

Die Ich-Erzählerin der meisten Texte schöpft ihre Energie nämlich aus dem Ruckeln von Autobussen, dem Brummen von Flugzeugen, dem Schaukeln von Fähren und Zügen und aus den eigenen Schritten beim Wandern. Sie liebt es, unterwegs zu sein. Und sie steht zu ihrer Unrast: „Mir wurde klar, dass, allen Gefahren zum Trotz, das, was in Bewegung ist, immer besser sein wird, als das, was ruht, dass der Wandel edler ist als die Stetigkeit, dass das Unbewegliche Zerfall und Auslösung anheimfallen muss und zu Schutt und Asche wird, während das Bewegliche sogar ewig währen kann.“

Die unentwegt, aber stets ruhig Reisende arbeitet in Gelegenheitsjobs. Sie ist Kellnerin, Zimmermädchen, Garderobiere, Kindermädchen, Pädagogin, Beraterin, und sie studiert schließlich Psychologie. Tiefe Einblicke verschaffen der indessen ihre Begegnungen und Erlebnisse unterwegs. Mit Trampeln



Die polnische Literatur-Nobelpreisträgerin Olga Tokarczuk.

Foto: Friso Gentsch / dpa

in Island, die sich nachts bei Eiskälte an der warmen Erde erfreuen. Mit einem gestrandeten australischen Walfisch, der offenbar sterben möchte. Mit einer Familie in einem Haus ohne Vorhänge in Holland, die sich von draußen beobachten lassen. Mit James Cook, der 1769 Neuseeland erkundet. Mit einem antiken New Yorker Amphitheater, das die Reisende überraschend entdeckt. Mit einem Geschäftsmann am Bodhi Baum in Indien, der Geburtsstätte Buddhas. Und, sogar mehrmals in „Unrast“, mit einer Reisepsychologin, die auf Flughäfen Vorträge hält.

„Ich glaube es gibt viele, die so sind wie ich. Entschwundene, Abwesende“, behauptet die Erzählerin. Doch Olga Tokarczuk und ihre

Protagonistin sind das Gegenteil von abwesend. Sie beobachten wach, neugierig, offen und interessiert, was in den Welten passiert, in denen sie zu Gast sind. Überall entdecken sie Erstaunliches im Alltäglichen, Liebevoll und Verstörendes. Auf einer kleinen kroatischen Insel, an Postkartenständen in Rom, mit Wachfiguren in Wien oder im Schlafwagen mit Menschen, die Angst vor dem Fliegen haben.

Tokarczuk und ihr vermeintliches Alter Ego werten nicht, worüber sie schreiben. Klarsichtig und fragend, amüsiert und lächelnd fangen sie Eindrücke ein. Die Hauptfigur gesteht, dass sie eigentlich nur reist, um die „Fehler und Reinfälle der Schöpfung“ aufzuspüren. Kuriositäten und Sackgassen ziehen sie an.

Doch sie hat auch ein Auge fürs Normale, etwa für Wohnwagentouristen, die im Grunde genommen nur reisen, um wieder heimzukehren.

Je mehr wundersame, wunderbare Geschichten Tokarczuk zusammenträgt und je mehr ihre Leser über nahe und ferne Welten erfahren, desto mehr fügen sich die einzelnen Eindrücke zu einer Erkenntnis: Es ist egal, wo wir sind. Hauptsache, wir sind. Da oder dort, was spielt das für eine Rolle? Und noch etwas Entscheidendes erfährt die Ich-Erzählerin im Buch: „Es gibt zu viel Welt. Man müsste sie verkleinern, nicht weiter und größer machen. Man sollte sie wieder in eine kleine Dose stopfen, in ein mobiles Panoptikum, dass man nur

Samstag nachmittags anschauen dürfte, wenn die Tagesarbeit getan, die saubere Wäsche vorbereitet ist, die gestärkten Hemden auf der Stuhllehne hängen, die Böden gescheuert sind und der Streuselkuchen zum Auskühlen auf der Fensterbank steht.“

Dass dieser Wunsch utopisch ist, gibt die 58-jährige Literatur-Nobelpreisträgerin in ihrem aktuellen Werk zu. Die große und die kleine Welt fängt Tokarczuk jedenfalls brillant ein, und nach der Lektüre möchte man am liebsten mit ihr auf Reisen gehen.

Olga Tokarczuk: *Unrast*. Aus dem Polnischen von Esther Kinsky. Kampa Verlag, Zürich, 464 Seiten, 24 Euro.

## Ein Dreamteam

Ein Sachbuch zur Evolutionsgeschichte der wunderbaren Freundschaft von Mensch und Hund

Von Sibylle Peine, dpa

Der Hund gilt als treuester Begleiter des Menschen. Die innige Beziehung ist im Alltag unübersehbar: Fast zwölf Millionen Hunde leben allein in deutschen Haushalten. Dieses besondere Verhältnis zwischen Mensch und Hund wird als selbstverständlich hingenommen, doch das ist es keineswegs. Es hat sich erst in einem langen Prozess über Jahrtausende so entwickelt. Der Urahn des Hundes, der Wolf, konkurrierte einst mit dem Menschen um Nahrung und

Raum. Doch als es dem Zweibeiner gelang, sich den Wolf zum Verbündeten zu machen und ihn zu domestizieren, entstand daraus eine Art „Dreamteam“. Davon erzählt Bryan Sykes in seinem Buch „Darwins Hund“.

Sykes ist ein renommierter britischer Genetiker und damit eigentlich streng der Wissenschaft verpflichtet. Doch zunächst beginnt er sein Buch mit einer Hypothese und illustriert diese sogar szenisch. Vor Zehntausenden Jahren begegneten sich Wolf und Homo sapiens irgendwo in den Karpaten, wo sie um dasselbe Großwild konkurrierten.

Doch da der Homo sapiens schlauer als der Neandertaler war, hatte er nicht nur die besseren Waffen, er spannte auch geschickt die Wölfe in seine Jagd mit ein. Die Wolfsrudel hetzten nämlich das Wild so lange, bis es ermüdet zusammenbrach. Anschließend schlug die Stunde des Jägers, der das Tier gezielt mit seinem Speer tötete. Die Beute wurde dann zwischen Mensch und Wolf geteilt. Heute würde man von einer „Win-win-Situation“ sprechen.

Die These von der nutzbringenden Jagdgemeinschaft, der intelligenten Teamarbeit, hat jedenfalls einiges für sich. Daneben gibt es noch die sogenannte Abfalltheorie. Diese ist in den Augen von Sykes jedoch nicht nur „extrem öde“, sondern inzwischen auch aus verschiedenen Gründen hinfällig. Danach hätten die Wölfe sich von den Abfällen der Menschen ernährt und sich ihnen so langsam angenähert.

Wolfsrudel und menschliche Großfamilien sind sich übrigens nicht unähnlich. Es gibt klare Hierarchien, Aufgabenverteilungen und Verantwortlichkeiten. Auch das sprach für den domestizierten Wolf als Begleiter.

Charles Darwin mutmaßte seinerzeit noch, dass man wahrscheinlich nie den Urahn des Hundes fin-

den würde. Auch Schakale und Kojoten galten lange Zeit noch als heiße Kandidaten. Doch dank der modernen Genetik ist der Beweis inzwischen erbracht, dass ausnahmslos alle Hunde von Wölfen abstammen, selbst Pudeln, Chihuahua oder Mops, die von ihrem Aussehen schwerlich noch ihre wilden Urväter erahnen lassen.

In einem für den Laien etwas zu wissenschaftlich und detailliert geratenen Kapitel erläutert Sykes die Genetik der Hunde und die Entstehung der einzelnen Rassen. Mutationen und Selektionen sind hier einfacher als beim Menschen. So sind etwa für die Körpergröße von Hunden nur wenige Gene verantwortlich. Sykes wirft auch einen Blick auf problematische Zuchterfolge. Um gefleckte Dalmatiner zu züchten, nahm man etwa mit in Kauf, dass die Tiere an Gicht litten, denn unglücklicherweise liegen die Gene auf demselben Chromosom eng beieinander. Eins war ohne das andere nicht zu haben.

Doch nicht nur äußerliche Merkmale lassen sich züchten, auch bestimmte Charaktereigenschaften. Der Mensch hat den Hund ganz nach seinen Maßstäben und Bedürfnissen geformt – als Wach-, Hüte- oder Schoßhund. Und während das

Verhältnis zu ihm so immer inniger wurde, avancierte der Urahn Wolf zum Inbegriff des Bösen. Diese Entwicklung setzt für Sykes mit dem Beginn der Sesshaftigkeit des Menschen an. Der viehzüchtende Mensch hat nun einmal andere Interessen als der Jäger. Für ihn ist der reißende Wolf kein Kumpel mehr, sondern ein Feind. Ein immer wieder aufflammender Konflikt, auch in Deutschland.

Sykes hat ein ebenso spannendes wie lehrreiches Buch nicht nur für Hundebesitzer geschrieben, in dem er Genetik, Verhaltensforschung und Fossilienkunde zusammenführt. Allerdings ist das Werk etwas disparat: Ein stark wissenschaftlich gehaltener Teil über Genetik reibt sich mit einem mehr auf Entertainment angelegten Kapitel mit Hundeschichten, das offensichtlich eine breitere Leserschaft ansprechen soll. Seine ganz persönliche Erfahrung mit Hunden kann Sykes übrigens nicht beisteuern. Er besitzt nämlich keinen.

Bryan Sykes: *Darwins Hund. Die Geschichte des Menschen und seines besten Freundes*. Aus dem Englischen von Anne Emmert. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart, 319 Seiten, 22 Euro.



Genetisch gesehen ist jeder Hund ein domestizierter Wolf. Foto: Matthias Balk/dpa